

Christian Klier, 1970 in Nürnberg geboren, studierte Germanistik und Romanistik. Der bekennende Franke arbeitet als Autor und Lehrer. Neben der Stadt Nürnberg ist sein Lebensmittelpunkt seit Kurzem auch das Kitzinger Land. 2010 erschien sein Erstling »Klotz, der Tod und das Absurde«. Es folgten »Klotz und der unbegabte Mörder« (2012) und »Klotz und der Schatz im Silbersee« (2013).

CHRISTIAN KLIER

Klotz und die Blumen des Bösen

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*The woods are lovely, dark and deep,
But I have promises to keep,
And miles to go before I sleep.*

Robert Frost

Wenn du verlierst, verliere nie die Lektion.

Dalai Lama

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: © mauritius images/Westend61

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Julia Seuser

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2014

ISBN 978-3-95451-462-5

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Freitag, 10. Oktober 2014

Würzburg, Alte Mainbrücke, 9:27 Uhr

Er sah vorbei an den Figuren aus Stein. In seinen Ohren das Rauschen des Flusses. Für einen Moment stellte er sich vor, dieses Geräusch, gleichförmig und beruhigend, sprudelte aus den Menschen, die an ihm vorbeiliefen. Doch die Menschen hatten nichts zu sagen. Die Botschaft des Wassers, das hier seit Jahrtausenden rauschte, besaß mehr Inhalt. Die Menschen hingegen plapperten nur, drehten sich um ihre lächerlichen Sorgen in ihrer kleinen begrenzten Welt.

Das Rauschen des Wassers. Wie schön wäre es, wenn die Menschen so klingen könnten wie dieses Wasser. Ihre Worte, ihre dummen Laute lösten sich auf in einem brausenden Schwall aus Nichts.

Das Nichts.

Er trug es in sich, das wusste er. Und dieses Nichts hatte ihn hierhergeführt. Auf diese Brücke, in diese Stadt.

Er war zur Antenne Gottes geworden, welche die Botschaften des Nichts empfing. Und er wusste die Botschaften zu deuten. Doch nicht nur das. Er war in der Lage, nach ihnen zu handeln. Wie viele gab es wohl, die ebenso verstanden, wie er verstand? Nur wenige, vielleicht keinen, und keiner von ihnen hatte den Mut zur Tat.

Es war das Leid. Das Leid und die Trauer, die ihn dazu befähigt hatten. Die Menschen da draußen, die ihn umspülten in ihrer profanen Alltäglichkeit, sie waren weder fähig, noch begriffen sie irgendetwas. Sie waren Objekte, die kamen und gingen. Hin und her pendelten aus einer Existenz ohne Bedeutung und wieder in sie hinein.

Sein Blick löste sich aus dem Ungefähren. Unterschied die Giebel und Turmhelme von Sankt Burkard. Er sah weiter und fokussierte schließlich eine Kirche am westlichen Ufer, die sich auf einem Berg erhob. Er fixierte die gelben Linien in der Fassade des Bauwerks, das vom Morgenlicht angestrahlt wurde. Sein Mund verzog sich zu einem unmerklichen Schmunzeln. Dort oben, dachte er, dort oben hatte er vor wenigen Jahren vor dem Altar gekniet. Hatte darum gefleht und gebettelt, dass ER in seiner

Gnade sie ihm doch zurückgeben möge. Doch der HERR hatte ihn nicht erhört. Damals, dachte er weiter, damals hatte er sie noch nicht vernommen, die wahre Stimme des HERRN. War viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, nur auf die vielen eigenen Stimmen zu hören, die in seinem Inneren richtungslos wüteten. Aus tiefer Verletztheit und einem Egoismus heraus, der so grenzenlos war, dass es keine Steigerung mehr gab.

»Damals«, sagte er nun laut und wandte sich ab. Umklammerte fest den Griff des Aktenkoffers, den er bei sich trug, und ging in Richtung Altstadt. Heute wusste er es besser.

Kurz bevor er auf die Domstraße trat, drehte er sich noch einmal um. Auf der rechten Seite zwischen Brücke und Taxistand war ein Café. »Damals«, wiederholte er und ergänzte in Gedanken: Hier. Hier hatte alles begonnen.

In seinem Kopf sah er sie. Ihr dünnes weißblondes Haar, ihre helle Haut, ihr leises, beherrschtes und doch heiteres Lachen. Wie sie mit ihren Fingern das Porzellan einer wärmenden Kaffeetasche umschloss. Zwei Löffel Zucker mit einem Schuss Milch. Er hatte nichts vergessen, nicht das geringste Detail.

Vom ersten Augenblick an hatte er sie geliebt. So rasend, so ganz und gar, so unwiderrufflich, dass er wusste, diese Liebe würde sein Leben lang andauern.

Er hatte sich geirrt. Denn es gab etwas, das an die Stelle dieser Liebe getreten war. Etwas, das er sich damals nicht hatte vorstellen können. Etwas, das seinen Verstand, sein Empfinden noch jetzt völlig überstieg.

»Das Nichts«, murmelte er und begann heftig zu husten. Schnell zog er ein Taschentuch hervor, um es vor den Mund zu halten. Als der Anfall vorbei war, atmete er tief ein.

Er sah auf das Blut, das in dem Taschentuch klebte. Er musste seine Mission erfüllen, solange er noch die Zeit dazu hatte.

Nürnberg, Stadtteil Johannis, 9:38 Uhr

Werner Klotz sah aus dem Fenster. Schräg und von fern tauchte die Sonne die Fassade des gegenüberliegenden Hauses in ein

helles Licht, das erahnen ließ, dass sich der Herbst bald verabschieden würde. Eine Frau kam aus einem Hauseingang, öffnete den Deckel der blauen Tonne und stopfte eine Verpackung aus Wellpappe hinein. Ein junger Mann setzte sich auf sein Mountainbike, schob das Gatter zwischen den zwei verwaschenen Steinsäulen auf und fuhr davon. Von irgendwoher brummte ein Laubbläser.

Werner Klotz seufzte, dann drehte er sich um. Die kleine Küche seiner Ein-Zimmer-Wohnung machte einen ordentlichen Eindruck. Seit er mit Leonie zusammen war, achtete er mehr auf Sauberkeit. Die verwehrtesten Zeiten seines Single-Daseins waren vorbei, so wollte es ihm scheinen.

Das Schafsfell in der Ecke war verwaist bis auf die schwarzen Hundehaare, die es bedeckten. Leonie hatte Leberkäs, seinen Hund, heute Morgen mitgenommen, als sie ins Präsidium gegangen war. Schade, dachte er und verspürte Sehnsucht. Gerne hätte er jetzt in die großen dunklen Augen seines Labradors geguckt. Der Hund hätte es vielleicht ein wenig erträglicher gemacht.

Er setzte sich an den Tisch und starrte auf den Schokoladenkuchen, der dort platziert war. »Happy Birthday« stand da am Rand in verschnörkelter Schrift. Leonie hatte sich wirklich Mühe gegeben, und das trotz der Umstände. Sie hatte sogar sein neues Lebensalter auf den Kuchen geschrieben, mit Smarties. Heitere Farben, schreiend und bunt.

Zwischen der Vier und der Neun steckte eine Kerze. Wie ein Schuss. Ein Schuss, der dich trifft. Mitten ins Herz.

Was für ein Scheißtag, dachte er und stand auf.

Der große Zeiger der Küchenuhr sprang auf die Neun. Klotz überlegte. Sein Blick fiel auf einen vergilbten Kunstdruck. Er zeigte ein blindes Mädchen, auf dem Schoß ein Schifferklavier, das niemand mehr spielte. Ihre ineinandergeschobenen Hände schienen ein Gebet zu sprechen. Ein Gebet ohne Worte.

Klotz war schlecht. So schlecht, dass er das Radio einschaltete, um sich abzulenken. Er erkannte das Lied. Es war der Titelsong eines sehr alten Bond-Films. Er versuchte, sich an den Inhalt des Streifens zu erinnern, doch es gelang ihm nicht. Wieder sah er

auf die Uhr. Neun Uhr siebenundvierzig. Noch bevor das Lied zu Ende war, ging er in den Flur, zog sich seinen Mantel über und verließ die Wohnung.

The man with the golden gun / Will get it done / He'll shoot anyone / With his golden gun ...

Nürnberg, Polizeipräsidium am Jakobsplatz, 9:47 Uhr

Kriminalrat Martin Fister hatte vor wenigen Wochen seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert. Sein Alter sah man ihm nicht an. Er gehörte zu den Menschen, die von der Natur mit Ende zwanzig, Anfang dreißig mit ihrem *Forever-Face* ausgestattet worden waren, auch wenn dieses ein wenig an eine Bratpfanne erinnerte, in der unentwegt eine ordentliche Menge Speck vor sich hin brutzelte. Dieser Körperteil war aber bei Weitem nicht das hervorstechendste Merkmal des leitenden Ermittlungsbeamten der Dienstaufsichtsbehörde. Martin Fister beeindruckte in erster Linie durch seine hünenhafte Gestalt von zwei Metern und vier.

Abgesehen von einem Bandscheibenvorfall, der den aufstrebenden Ermittler vor fünf Jahren mehrere Monate lang außer Gefecht gesetzt hatte, gab es in Fisters Leben grundsätzlich keine Niederlagen. Ganz im Gegenteil: Fister hatte schon früh die Weichen für ein erfülltes Leben gestellt. Noch während der Ausbildung hatte er seine Cornelia, eine pragmatische Brauereitochter aus dem unterfränkischen Ochsenfurt, gehehlicht und mit ihr inzwischen vier Kinder in die Welt gesetzt.

Fister liebte seine Familie. Seine Nachkommenschaft war für ihn ein Quell unentwegter Freude. Nicht zuletzt deshalb, weil die durchweg maskuline Brut mit dem Papa in puncto kräftigem Wuchs und mäßigem Intellekt so sehr korrelierte.

Kriminalrat Fister stand im Hauptgang von Werner Klotz' Abteilung und wunderte sich. Da er von Natur aus ein heiteres Gemüt besaß, pfiff er ein kleines Liedchen vor sich hin. »Alle Vöglein sind schon da«. Gefunden hatte er bisher kein einziges. Waren die etwa ausgeflogen? Ein plötzlicher Einsatz, von dem er nichts wusste? Er

hatte bestimmt schon die Hälfte der Dezernatstüren beklopft und aufgeschoben. Die Antwort war jedes Mal eine gähnende Leere gewesen. Jetzt öffnete er die Tür zum Büro von EKHK Klotz.

Wenige Blicke genügten dem versierten Ermittler, um seine Vorurteile bestätigt zu sehen. Das fing an mit der verdreckten Kaffeemaschine, ging weiter über die abgestorbenen Zimmerpflanzen am Fenster und endete mit einer Geruchsprobe an dem durchgefürzten Chefessel, aus dessen geplatzten Nähten der Schaumstoff quoll. Und dennoch: Es war immer von Vorteil, sich selbst ein Bild desjenigen zu machen, der sich im Fokus einer internen Ermittlung befand.

Vor zwei Tagen, als Fister mit dem Fall Werner Klotz betraut wurde, hatte er sofort mit einer Vertrauten Kontakt aufgenommen, die in der Münchner Zentrale des LKA eine leitende Position innehatte. Als er Saskia Hackreiter den Namen seines Opfers genannt hatte, war es für einen Moment still in der Leitung geworden. Dann hatte sie ihn umfassend aufgeklärt. Über die Ausbildung, die sie an der Seite dieses Werner Klotz' vor fast dreißig Jahren absolviert hatte. Von dessen Ausfällen und dem nicht unerheblichen Alkoholkonsum. Irgendwie war es dem damaligen Anwärter Klotz trotz seines verkommenen Charakters gelungen, in den kriminalpolizeilichen Dienst aufgenommen und schließlich verbeamtet zu werden. Saskia vermutete, dass Klotz' Vater, ein ehemals großer und einflussreicher Rechtsmediziner, dahintersteckte. Es gab einfach keine andere Erklärung, sagte sie.

Fister nahm eine Zeitung von dem vermüllten Tisch, der an den des Hauptkommissars angrenzte, und warf das Papier auf die Sitzfläche des ranzigen Bürostuhls. Dann setzte er sich. Wahllos zog er eine Schublade heraus. Auf einem »Playboy«-Magazin lag eine erhebliche Anzahl von Erdnüssen verstreut. Fister wischte den Knabberkram beiseite und erkannte die Schauspielerin Radost Bokel auf dem Cover. Er beschloss, dass er heute Abend als Erstes den Film »Momo« aus der DVD-Sammlung seiner Söhne entfernen würde. Pornografie hatte in einem Kinderzimmer nichts verloren. Dann überlegte er. Man sollte sich ja immer ein unvoreingenommenes Bild machen, bevor man voreilige Schlüsse zog. Er schlug das Männermagazin auf, da klingelte plötzlich das Telefon auf

Klotz' Schreibtisch. Fister, vor Schreck aus seinen meditativen Abwägungen gerissen, ballte seine Hand kurz zur Faust.

Dann griff er nach dem Hörer.

Nürnberg, Johannisfriedhof, 9:56 Uhr

Klotz setzte seinen Fuß auf die Schwelle des Nordwesteingangs und zögerte. Er wandte den Kopf nach links, wo die Sonne stand, senkte die Augen und sah an Rosenbüschen und Bäumen vorbei, bis sein Blick an dem Rot der Kirchenfassade von Sankt Johannes hängen blieb. Manche hielten dieses Areal, das sich da vor ihm erstreckte, für den schönsten Friedhof der Republik. Sah man nur die schöne Oberfläche, dann konnte man diese Meinung durchaus gelten lassen. Sondierte man allerdings in die Tiefe, bot sich ein anderes Bild. Der Johannisfriedhof war aus einer mittelalterlichen Begräbnisstätte für Lepra- und Pestkranke hervorgegangen. Prinzipiell war er hier als Polizist also richtig. An einem Ort, wo man einst die Aussätzigen der Gesellschaft versammelt hatte. Wollte man überdies der Gauß'schen Normalverteilung glauben, dann hielten sich unter der Erde genauso viele Idioten auf wie über ihr. Und mit tödlicher Sicherheit, führte er in einem Anflug von resignativer Reife seinen Gedanken zu Ende, gehörte er selbst zur letztgenannten Gruppe.

Klotz, der inzwischen die Kirche passiert hatte, bemerkte die Menschenmenge, die in der Sektion linker Hand versammelt war. Noch einmal hielt er inne. Am liebsten wäre er weggelaufen. Doch es half nichts. Es war seine verdammte Pflicht, hier zu sein. Er musste Peter Escherlich die letzte Ehre erweisen, das war er ihm schuldig. Und es war egal, was die anderen von ihm dachten. Sollten sie sich ruhig von ihm abwenden, ihn mit Verachtung strafen. Das hier war eine Sache zwischen Peter und ihm, und niemand anderes hatte das Recht oder die Fähigkeit, das besondere Verhältnis zwischen ihnen auch nur im Ansatz zu beurteilen.

Astrid Haevernick sah ihn aus geröteten Augen an.

»Alles Gute zum Geburtstag!« Sie hob die ausgestreckte Hand

und schlug ihm so fest ins Gesicht, wie sie nur konnte. Der Pfarrer unterbrach seine Trauerrede und sah erschrocken auf. Astrids Mund öffnete sich, so als wollte sie etwas sagen. Doch es entwich kein Laut. Dann brach sie zusammen. Ein Schluchzen zerriss die Stille der Luft. Zwei Kollegen hielten Astrid fest an den Armen, damit sie nicht komplett auf den Boden sackte. Dann verließen sie mit ihr die Beerdigung.

Klotz erkannte die Narbe an Astrids Hals. Die Ärzte hatten tatsächlich sehr gute Arbeit geleistet. Damals vor einem Jahr, als die Beziehung zwischen ihr und Peter Escherlich begonnen hatte. Nachdem Astrid als Geisel genommen und lebensgefährlich verletzt worden war, hatte sich Peter rührend um sie gekümmert. Sobald man sie aus dem Krankenhaus entlassen hatte, war sie bei ihm eingezogen. Viel zu früh, wie Klotz fand. Und zu Anfang hatte er es auch für bedenklich gehalten, dass die beiden Kollegen nun auch privat so eng miteinander verbandelt waren. Doch war er nicht selbst seit einem Jahr mit Leonie Zangenberg, der Sekretärin der Abteilung, zusammen? Zu seiner Überraschung hatten ihre Liebesbeziehungen keinerlei negative Auswirkungen auf die Kooperationsfähigkeit der Gruppe gezeitigt. Im Gegenteil. Die Arbeit des Teams wurde zusehends respektvoller und konzentrierter. Man sprach Dinge an, die man früher aus falscher Scham vielleicht eher vermieden hätte. Eine Atmosphäre der Offenheit und gegenseitigen Wertschätzung war auf den Weg gebracht, und auch er, Werner Klotz, sah im Laufe der Zeit immer weniger Veranlassung, seine klotzigen Saiten zum Schwingen zu bringen.

Doch dann, mit einem Schlag, mit einem tödlichen Schlag aus dem Nichts, war das aufkeimende Idyll jäh zerstört worden.

Mea culpa. Mea maxima culpa.

Klotz schwieg. Er registrierte wohl, was um ihn herum geschah, doch er konnte nichts tun, nicht das Geringste. Jede Bewegung wäre ein Fehler gewesen. Als er sich seiner totalen Hilflosigkeit bewusst wurde, erstarrte er nicht nur innerlich, sondern auch in seiner Haltung. Plötzlich begriff er die Regungslosigkeit von Angeklagten vor Gericht während der Urteilsverkündung. *Du bist völlig vernichtet. Du bist nichts.*

Zum ersten Mal in seinem Leben spürte er es.
Das Nichts.

Würzburg, Domstraße, 10:01 Uhr

Er hatte einen Weg gefunden, dieses Nichts, das in ihm herrschte, auszuhalten. Hatte gelernt, eine Trutzburg aus seinem Inneren zu machen, wenn auch nur für Momente. Diese Zerrissenheit war überbrückbar, das Paradox, dass er einerseits der Botschafter dieses Nichts hier auf Erden war und andererseits von ihm zerfressen wurde, konnte gelebt werden. Das Wort war seine einzige und letzte Waffe. Außer ihr würde er nichts benötigen. Das andere, der Rest, war nichts weiter als schmückendes Beiwerk.

Er sah die Straße hinunter. An den historischen Laternen vorbei, den Schienen der Straßenbahn entlang. Sein Blick fokussierte die Westfassade des Doms. Wie eine mittelalterliche Festung, dachte er. Mauern, die ein Allerheiligstes umgaben, das niemand mehr sehen wollte in dieser Welt aus Spaß und permanentem Konsum.

Er zog einen abgegriffenen Lyrikband aus der Jackettasche und öffnete das Buch auf einer Seite, die ein Gedicht zeigte, das er seit Jahren auswendig konnte. Laut las er den Titel vor und lächelte. Dann starrte er andächtig auf die Stelle, an der er vor wenigen Tagen eine Strophe herausgetrennt hatte. Das war notwendig gewesen. Jemand anderes hatte diese Worte dringender benötigt als er. In seinem Geiste repetierte er das fehlende Textstück. Erst auf Deutsch, dann in der Originalsprache. *À peine les ont-ils déposés ...*

Schließlich griff er mit Daumen und Zeigefinger nach dem Papier. Mit vorsichtigen Bewegungen riss er die nächste Strophe aus dem Gedicht.

Etwas vibrierte. Er griff in die Innentasche seines Jacketts und zog sein Handy hervor. »Mama? Geht es dir gut? ... Ja, das kann ich machen. Natürlich ... Wenn ich mit der Arbeit fertig bin. Könnte aber etwas länger dauern. Wir haben ziemlich viel reingekriegt heute ... Ja. Bis später ... Nein, vergess ich nicht, bestimmt ... Ich dich auch.«

Er würde es ihr niemals sagen können, dachte er und lief weiter

in Richtung Marktplatz. Er durfte ihr Herz nicht brechen. Sie war alt und gebrechlich. Sie war krank. Und sie war heilig. Denn sie hatte ihn auf die Welt gebracht. Sie durfte es nie erfahren. Und würde es nie erfahren. Er würde es mit ins Grab nehmen, sein Geheimnis. Und dann würde er warten, bis seine liebe Mutter endlich neben ihm läge.

Als er an einem Marktstand für Schnittblumen ankam, hielt er an. Für das, was er plante, brauchte er unbedingt Blumen.

Nürnberg, Johannisfriedhof, 10:09 Uhr

Es nimmt der Augenblick, was Jahre gegeben. Der Satz hallte immer noch nach, obwohl die Grabrede des Geistlichen seit einigen Minuten beendet war.

Klotz hatte es nach Astrids Abgang nicht mehr gewagt, den Angehörigen von Peter Escherlich sein Beileid auszusprechen. Die Angst davor, man könnte eine Anteilnahme seinerseits als Affront verstehen, war zu groß gewesen. Zumindest hatte er es fertiggebracht, in die Gesichter zu sehen, die da stumm an ihm vorübergewandert waren. Ihre Trauer war unverkennbar, anklagende Blicke jedoch suchte man vergeblich. Als Peters Vater an ihm vorüberging, öffnete Klotz den Mund. »Ich ... es –«

In einer abwehrenden Geste hob der alte Mann seine große, erdige Arbeiterhand. In seinem Gesicht deutete sich ein Anflug von Wut an. Dann wandte er den Kopf ab.

Klotz schwieg.

Jetzt stand er allein an dem Grab, um das eine beachtliche Anzahl von Kränzen, Gestecken und Blumengebinden versammelt war. An seinem Ende ragte ein hölzernes Kreuz empor.

*Peter Escherlich * 8. August 1970 – † 2. Oktober 2014*

Klotz atmete tief ein und faltete die Hände. *Das hier, das geht nur dich und mich was an, Peter. Hier bin ich, Werner. Dein Mörder.*

Zum tausendsten Mal erinnerte sich Klotz zurück an die Nacht, in der es geschehen war. Donnerstag, der zweite Oktober. Wenige Minuten vor Mitternacht. Diese Villa in Erlenstegen. Sie

hatten einen Tipp bekommen von einem ihrer verlässlichsten Informanten. Endlich würden sie ihn kriegen. Serge Emanuel Kropp war einer der größten Mädchenhändler und Drogendealer europaweit. Ein Mörder, der unzählige Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Klotz hatte noch kurz überlegt, ob das Ding nicht vielleicht doch eine Nummer zu groß für sie sei, aber sie hatten keine Zeit gehabt, lange nachzudenken. Sie mussten handeln, oder die Sache wäre ihnen zerronnen wie Sand zwischen den Fingern.

Ich hätte wenigstens Verstärkung anfordern müssen, dachte er. Wieder sah er das blaue Licht des Swimmingpools vor seinem geistigen Auge, als sie im Keller der Villa angelangt waren. Wahrscheinlich hatten sie da längst schon gewusst, dass man ihnen auf die Spur gekommen war. Das friedliche blaue Licht, dachte er. In der Rückschau erschien es ihm, als wäre dieses Licht ein Vorbote des Unglücks gewesen.

Und dann? Dann war alles ganz schnell gegangen. Peter war durch die Flure gestürmt, er hinterher. Türen wurden geknallt, Schreie, allgemeines Chaos. Der erste Pistolenschuss. Peter, der um Hilfe schrie. *Schieß, Werner! Nun schieß doch!* Mit einem Schlag wurde es dunkel. Und er, der den Finger am Abzug betätigte. *Ich hätte niemals auf dich hören dürfen, Peter. Niemals.*

Würzburg, Maulhardgasse, 10:18 Uhr

Langsam war er auf den hölzernen Stufen des Treppenhauses nach oben gestiegen, bis er schließlich den dritten Stock erreichte. Als er den Koffer abstellte, vernahm er ein leises Knarzen unter seinen Füßen. Er rückte sein Jackett zurecht, fuhr sich mit der Hand durchs Haar und sah in den Strauß aus Astern. Die Mischung aus Violett und verschiedenen Rottönen, das Rosa und Weiß strahlten Lebensfreude und Heiterkeit aus. Er neigte das Bouquet ein wenig zur Seite. Ein Sonnenstrahl fiel darauf. Für einen Moment sah man einen silbrigen Schimmer aufblitzen.

Im Türspion erkannte er die Spiegelung seines Gesichts. Es war nicht schwierig, sich um ein Lächeln zu bemühen. Fest umgriff

er den Strauß, die andere Hand näherte sich dem Klingelknopf, neben dem das Namensschild angebracht war: »M. Quent. Schriftstellerin«.

Wie lächerlich sie doch waren. Und wie gierig nach Anerkennung. Diese Autoren! Er schüttelte den Kopf. Die Tür wurde geöffnet.

Eine Dreiviertelstunde später sah er auf seine Hände, von denen nun eine Mischung aus Blut, Fugenkitt und Silikon tropfte, hinein in ein verdrecktes Spundloch. Noch einmal griff er nach der Seife, noch einmal rieb er Handflächen und -rücken aneinander, noch einmal hielt er sie unter den wärmenden Wasserstrahl.

Lächerlich.

Er drehte sich um. Endlich steckte sie in der Duschkabine, und endlich war alles dicht. Es war alles ganz anders gewesen, als sie es in ihrem Buch beschrieben hatte. Aber das war ihm ja schon vorher klar gewesen. Diese Krimiautoren waren doch Nichtsköner, und das ausnahmslos! Allesamt billige Trittbrettfahrer, die auf den fahrenden Zug sprangen, um sich in ihrer Eitelkeit von einer Öffentlichkeit feiern zu lassen, die nicht den geringsten Anspruch stellte. Zum Glück war er da anders.

Wütend griff er nach den Utensilien, die er in der Badewanne abgelegt hatte, und packte sie zurück in den Koffer, in dem schon ihre Kleidung lag. Hammer, Bohrer, Schraubenzieher, die Kartuschenpistole für das Silikon, ein paar Dübel und den Kitt.

Er blickte auf den Blumenstrauß, in dem das Messer gesteckt hatte. Ihn durfte er nicht vergessen. Auf keinen Fall.

Bevor er das Bad verließ, trat er ein letztes Mal an die gläserne Kabine heran. Durch die mattierten Scheiben konnte er sie sehen, wie ihr Haar im Wasser schwebte. Und er dachte an die andere Frau. Die, die er nicht vergessen konnte. An ihr leises Lachen, ihren Duft, ihre Berührung. Ohne dass er es bemerkt hatte, hatten sich seine Fingerspitzen auf die Plastikscheibe der Duschkabine gelegt. Er wollte gerade gehen, als er plötzlich einen Hustenanfall bekam.